Kriegstage in Calais

Autor(en): **Pappe, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 39

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648432

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kriegstage in Calais

Aus meinem Tagebuch, erzählt von Franz Pappe, Bern

Die große Stille des Stellungs- und Aufklärungskrieges wird gebrochen, der ruhsame Frieden des schönen Monats Mai wird durch Lärm und üble Nachrichten aus Holland und Belgien verunstaltet. Ferne von meiner Arbeitsstätte gerät meine Heimat in Aufruhr, das zweite Mal wird mobilisiert. Der 10. Mai — ein Freitag — das Pulverfaß Europas entladet sich endgültig. Holland wird raubtierhaft überfallen, in den Ardennen Belgiens entfaltet sich ein erbitterter Kampf. In meinem gegenwärtigen Wohnort, der Stadt am Aermelkanal, entwickelt sich sehr reger Betrieb. Tag und Nacht rasseln französische und englische Truppen vorbei, alle im Eiltempo nach Belgien, dem Feind entgegen. Täglich Alarm wegen feindlichen Bombenangriffen und kleine Luftgeplänkel. Dumpf brummend krachen die Bomben in vermehrtem Maß, meist nach Mitternacht. Das stetige Kellerleben fängt an. Man wird langsam ungeduldig, tagsüber zu arbeiten, sogar am Pfingstmontag, und nachtsüber in den schlechten französischen Kellern kaum zu schlafen. Dazu kommt plötzlich eine neue üble Nervenwelle: der Flüchtlingsstrom aus Belgien und Holland, eine wahre Menschenüberschwemmung. Schon geht im Volk ein durch Gerüchte verbreitetes Schlagwort der Deutschen, „auf nach Calais", herum, worüber heftig diskutiert wird. Von wo stammt es wohl?

Am 15. Mai schreibe ich in mein Tagebuch: „Schwere Kämpfe bei Sedan und Valenciennes, Brüssel von den Deutschen eingenommen. Ich werde ungeduldig, aus dem Loch hier in Calais fortzukommen. Erwarte jede Stunde mein am 11. Mai zur Abmeldung an den Konsul in Lille eingesandtes Dienstbüchlein." An diesem Tag treffen so ziemlich die letzten zuverlässigen Nachrichten von den Truppenbewegungen in Nordfrankreich ein und plötzlich, am 20. Mai, berichtet Radio-Paris: heftige Kämpfe an der Somme. In Wirklichkeit, wie ich vermute, ist aber Amiens schon längst genommen und wir ... in der Falle.

Die Postverbindungen sind schon äußerst mangelhaft, und noch immer ist mein Dienstbüchlein nicht eingetroffen. Am 18. Mai, wir rechnen noch lange nicht mit dem deutschen Erfolg bis Calais, will ich ohne mein Wehrpapier in die Schweiz verreisen. Doch halt, am Bahnhofschalter gibt es keine Billetts ohne einen Spezialausweis vom Polizeikommissär. Ein englischer Freund erzählt, er sei für diesen Ausweis 4 Tage herumgesprungen. Vom Rathaus auf das Polizeikommissariat, dort schickte man ihn auf die Oberprefektur in Boulogne, diese verlangte vorerst einen Stempel vom Bürgermeister von Calais und dann, einmal den Stempel von Boulogne in Händen, mußte in Calais noch ein Papier vom Rathaus und Lokalkommissariat für das Stadtpolizeikommissariat beschaffen werden! Und überall müßte Schlange gestanden werden. Da gibt es ja eine dicke Suppe auszulöffeln. Sofort an die Arbeit! Im Rathaus erhalte ich folgende schöne Antwort: „Sie haben keinen Grund fortzugehen, weisen Sie ein Papier Ihres Konsuls vor; andernfalls füllen Sie bitte dieses Formular aus und geben es mit Paß und Photos ab." Einen Paß aus den Händen zu geben, kommt sowieso nie in Frage. Na, ich pfeife auf solche Fetzen Papier. Flugs mache ich mich an einen Zug heran, aber — es soll einfach nicht sein — auch da Enttäuschung, übervoll sind die Wagen. Dazu kommt der Gedanke an das bevorstehende Reiserisiko: stundenlanges Warten irgendwo auf der Stecke, den deutschen Bomben ausgesetzt zu sein.

Kaum findet man noch den Weg durch die Straßen, so ist die Stadt von Flüchtlingen übervölkert. Hunderte von Frauen und Männern müssen im Freien nächtigen und hungern. In den vordersten Flüchtlingskolonnen fahren vorerst die bessern Autos, dann mehr und mehr alte Karrozzen; jedes Fahrzeug bis übers Dach beladen. Es folgen Motorrad- und Radfahrer und endlose weitere Kolonnen werden durch all die Tausende und Abertausende unglücklicher Fußgänger gebildet. Einige stoßen ein Rad oder Wägelchen, andere sind mit Handgepäck oder nur mit einem Bündel auf dem Buckel beladen. Abends treffe ich in einer Straßenecke zwei alte Leutchen mit nur einem kleinen Bündel am Arm. Sie sitzen hilflos da. Gewiß sind es schon Großeltern. Wie ich ihnen meinen Dienst anbiete, vernehme ich folgendes: „Wir wohnten in einem Dorf in der Nähe von Gent. Mit Bitterkeit vernahmen wir den Ueberfall auf unser Land. Wir hatten Vertrauen in unsere Armee und den Beistand der alliierten Truppen. Noch Mitte Mai glaubten wir fest, diesmal nicht überrumpelt zu werden. Ruhig blieben wir in unserm Häuschen, bis eines morgens, am 17. Mai, die ganze Bevölkerung von einer Panik ergriffen wurde und jedermann fortzog, ja zum Teil fortgetrieben wurde. Unterwegs mußten wir uns unzählige Male in ein Feld flüchten, um dem Maschinengewehrfeuer der deutschen Flieger zu entgehen. Eine Strecke weit wurden wir von einem Lastauto aufgenommen. Hier sind wir nun, in unsern alten Tagen, mittellos und ohne ein Dach über uns."

Anderntags sehe ich eine junge Frau mit einem Kind in den Armen. Eine schöne Frau, das Kind, ein reizendes, sanftes Würmchen von vielleicht 6 Monaten. Ihre Züge sind voll Leid und Enttäuschung, aber ein heldenhaftes Lächeln und ein geduldiger Schein ihrer braunen Augen besiegen ihr Kreuz. Sie klagt nicht, schlicht legt sie mir ihr Schicksal dar. Ihr Mann sei im Krieg, ohne Nachrichten von sich zu geben. Eines Tages klopfte man an die Türe ihres Häuschens in der Umgebung von Brüssel. „Fliehen, fliehen, die Deutschen sind im Anmarsch!" Die erschreckte Frau, allein und ohne große Mittel, erklärte, dies sei ihr des Kindes wegen nicht möglich. Wohin? Sie war entschlossen zu bleiben. Da ward ein zweites und schlußendlich ein drittes Mal an die Türe gepocht, und ein Unbekannter, in höchster Aufregung, zwang sie förmlich, ihr Haus zu verlassen. Sie begab sich auf die Straße, wo schon ein endloser Zug von Elenden, Unglücklichen ihrem schwarzen Schicksal entgegengingen. Mit dem Kind im Arm schleifte sich die untröstliche Frau stunden-, ja tagelang in der Masse nach. Nirgends wurde sie beachtet, fand nirgends Hilfe oder gar ein Liebeszeichen. Zu essen hatte sie nur äußerst bedürftig. Etliche Male war sie gezwungen, in einem Kornfeld oder Graben Deckung vor den mitraillierenden Fliegern zu suchen. — Jetzt fällt sie fast zu Boden und verlangt bittend etwas Milch für die Kleine. Leider kann ich ihrem Wunsche nicht entsprechen, da Milch nicht zu haben ist. Später gelingt es mir, sie bei einem wohlhabenden Freund außerhalb Calais zu beherbergen. Diesem will sie ihr letztes Geld für seine Gastfreundschaft anbieten, was er natürlich ablehnt. (Einen Monat später, als die Deutschen schon Flüchtlingsfahrten organisierten, vernehme ich, daß diese wunderbare, tapfere Mutter ihren Ehering verkaufte, um das Reisegeld für die Rückfahrt aufbringen zu können.) Das ist eine Soldatin, die in ihrer großen Not noch die Ehrlichkeit und den Mut hat, ihr Kind und sich selbst durchzubringen. Das möge allen Unzufriedenen zu Herze gehen!

Was gilt im Krieg ein Menschenleben unter Millionen? Und was nützt mein Bangen und Sehnen nach Heimat und Eltern, was helfen eigene Vorwürfe, die Nase so weit über den sprühenden Kraterschlund gestreckt zu haben?

Die Calaisianer werden nach und nach von der Panik ergriffen und wer die Mittel hat, macht sich aus dem Staub, jeder in Angst um seine ärmliche Haut. Der Gipfel des Unsinns liegt jedoch im Aufruf des Bürgermeisters an alle französischen Männer von 16—50 Jahren, sie sollen sofort mit eigenen Mitteln ins Departement Loire-et-Cher, d. h. ungefähr 400 km, gehen. Wo steckt wohl die Ursache solcher Befehle? (Fortsetzung folgt.)